

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Ein tiefer Born.

Novelle

von

Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

Sie überließ sich jetzt widerstandlos ihren quälenden Gedanken, nur momentan erwachte ihr Stolz, den sie bekämpfte, aber sie gab den ungleichen Kampf bald auf — morgen erst, wenn sie wieder Menschen sehen sollte, war es Zeit dazu, sich zu stählen und ihnen ein harmloses Antlitz zu zeigen, heut achtete sie nur auf die Stimme ihres verwundeten Innern! Niemand störte sie; die Tante hatte dazu Anstalten getroffen. Die Erklärung, daß ihre Nichte vom Hofballe zurückbleiben werde, weil sie sich unwohl fühle, mußte der Jungfer genügen; diese erhielt keine weitere Anweisung und als ihre Dame fortgefahren war, ging sie aus wahrer Anhänglichkeit, sich nach dem Befinden des Fräuleins zu erkundigen, und zu fragen, ob sie vielleicht den Arzt wünsche, der fast bei den geringsten Anlässen im Hause geholt wurde. Sie fand aber die Thür verschlossen; auf ihr Anklopfen und ihre Frage gab Irene nur Bescheid, daß sie nichts bedürfe, auch keinen Thee trinken werde und nur Ruhe wünsche.

„Hier ist etwas vorgefallen, Sander!“ sagte sie zu dem Diener, als dieser mit dem Wagen zurückge-

kommen war. „Meinen Sie nicht auch?“ Der Diener hatte darüber keine Meinung; sie fragte noch, ob die gnädige Frau nicht heut, wo das Fräulein krank sei, den Wagen früher bestellt habe, und schüttelte den Kopf, als sie hörte, um zwei Uhr, wie alle andern. „Hier giebt's etwas Sander!“ sagte sie. — „Wir müssen Acht geben — Sie spizen die Ohren nicht genug, Sander. Das liebe Fräulein ist ein Engel — die Alte hat bis jetzt ihre Herrlichkeit mit ihr gehabt, weil sie glaubte, es müsse gleich eine brillante Partie geben: nun sind aber zwei Winter vorbei und wenn es dann hier nichts geworden ist, so sieht es schlimm. Da mag die Laune der Frau etwas sauer werden.“

„Wie alt sind Sie denn, Babi?“ fragte der Diener ziemlich unhöflich.

Sie verstand ihn und strafte ihn durch einen leichten Schlag. „Unsereins heirathet noch als alte Jungfer,“ sagte sie. „Ich bin drei und zwanzig, wenn Sie es wissen müssen, habe also noch Zeit und warte nicht auf Sie.“

Die Stunden der Vormitternacht verrannen und erst viel später fand Irene den ruhigen Schlummer, der sich sonst immer so schnell und süß auf ihre Augenlider gesenkt hatte. Kaum aber war sie entschlummert, als sie durch ein Klopfen an der Thür geweckt wurde — schreckhaft fuhr sie empor.

„Ich bin es, mein Kind,“ vernahm sie die Stimme ihrer Tante. „Ich bringe Dir eine Nachricht, welche Dir angenehme Träume bereiten wird. Willst Du mich einlassen oder hörst Du mich?“

„Ich höre Dich, Tante,“ sagte Irene, indem sie Anstalt machte, aufzustehen. „Gleich öffne ich Dir.“

„Laß nur, Du kannst es auch so vernehmen. Darüber sprechen können wir morgen, ich bin todtmüde vom Stehen: es war ja für eine alte Dame ohne Galan kein Stuhl zu erlangen, während jüngere sich auf den Divans spreizten. — Eine Verlobung ist ausgeplaudert worden, welche Dich besonders interessirt: Deine Busenfreundin ist Braut, Du wirst nicht errathen, mit wem — Baron Proß, der vor Kurzem zweimal auf Deiner Tanzkarte stand. Nun, gute Nacht, Du wirst mit dieser Neuigkeit gewiß noch einmal so süß schlafen.“

Irenen's Herz verkrampfte sich vor dem boshaften Tone, mit welchem diese Worte gesprochen wurden; sie konnte nicht antworten, hörte auch gleich darauf die Tante, welche gar nicht darauf zu warten schien, davon rauschen — was hatte sie ihr gethan, um so schonungslos, so grausam von ihr verfolgt zu werden?

6.

Ausgeplaudert — Frau von Ruhl hatte ganz Recht — war die Verlobung worden, welche erst in den folgenden Tagen öffentlich bekannt gemacht werden sollte. Durch wen die interessante Nachricht, um welche doch nur Wenige wußten, in Umlauf gesetzt worden war, ließ sich nicht ermitteln: der stärkste Verdacht traf den alten General, dessen Geradheit ihn wohl zu einer unbedachten Aeußerung hingerissen haben konnte. Er verwahrte sich zwar dagegen und hob gegen Runo hervor, daß er es bewiesen habe, wie gut er Geheimnisse bewahren könne, indem er über das Verhältniß der Mutter zu einem gewissen Fürsten, das der Nefse jetzt auf jeden Fall auch kennen werde, gegen Jedermann geschwiegen habe. Durch diese Rechtfertigung brach er sich aber selbst den Stab, denn Runo kannte das angedeutete Verhältniß keineswegs und eine Frage genügte, um den Oheim, der nun zuviel gesagt zu haben meinte, um noch zurückzuziehen, zu einer geraden Antwort zu bewegen. Runo war im höchsten Grade überrascht und vergaß darüber die Schlußfolge, welche sich aus dieser Zugänglichkeit des Oheims auf das plötzliche Bekanntwerden der Verlobung seines Nefsen ziehen ließ. Er versank in Gedanken und rief sich viele Umstände aus der Vergangenheit zurück, als er Diana's Mutter eben kennen gelernt hatte — damals war der Fürst Westerheld allerdings viel in ihrer Gesellschaft gewesen, aber nie hätte er sich träumen lassen, daß er

der Gräfin seine Hand angetragen und noch minder, daß sie dieselbe angenommen hatte. Runo war früher von Wiesbaden abgereist, als sie — das Verhältniß konnte sich also erst später entwickelt haben.

„Stimmt's?“ fragte der General.

Runo antwortete zerstreut und brach das Gespräch bald ab. Er hatte dadurch aber den Schlüssel bekommen, warum sich Prinz Egon, wie ihm der Onkel erzählt, so auffallend auf der Soiree des Ministers von Zellenstein der Gräfin gewidmet hatte und nur das war ihm noch unklar, wodurch er selbst sich die hochfahrende Begegnung zugezogen, welche ihm beim zufälligen Zusammentreffen gestern von dem Prinzen zu Theil geworden war. Er hatte darüber gelächelt, da er sie einem andern Grunde zuschrieb: der Prinz mochte es vor Kurzem übel genommen haben, daß er ihm bei einer Aufforderung zum Tanz zuvorgekommen war und daß die junge Dame nicht dennoch ihm die Hand gereicht hatte. Diese Erinnerung konnte allerdings den Unmuth des jungen Herrn bei neuerlicher Begegnung verschärft haben, aber nach der heutigen Entdeckung lag der eigentliche Grund seines Benehmens doch wohl darin, daß er ihm kein Recht zugestand, das Haus der ehemaligen Braut seines Vaters zu betreten. Runo runzelte etwas die Stirn, er war nicht der Mann, sich fremder Anmaßung zu beugen. Doch verslog der Schatten, welcher ihm den heutigen Tag nicht trüben konnte, schnell wieder: seine Verlobung sollte heute im Hause der Verwandten seiner Braut gefeiert und dann sogleich bekannt gemacht werden. Früher war dazu ein anderer Plan gefaßt worden; die Reise der Gräfin und die Angelegenheit, welche einen längern Aufenthalt hier bedingte, hatten aber eine Aenderung darin veranlaßt und die gestrige Verlautbarung des Geheimnisses einen schnellen Entschluß bewirkt, welchen Frau von Zellenstein angerathen hatte. Es war, wie Runo meinte, überhaupt kein Grund gewesen, so lange mit der Veröffentlichung zu zögern; um so freudiger hatte er den Gedanken der wohlwollenden Frau aufgenommen und Diana's Mutter bewogen, ihm zuzustimmen; er war dem Onkel dankbar, daß er unwillkürlich dazu beigetragen hatte.

Prinz Egon wußte nun auch, mit welchem Recht der Mann, gegen welchen er einen gewissen Widerwillen hegte, das Haus der Gräfin Hohenwehr betreten hatte und er mußte dies Recht anerkennen. Mit Sicherheit hatte er darauf gerechnet, sie auf dem Hofballe zu finden und dem Hofmarschall, mit welchem er genauer bekannt war, Vorwürfe gemacht, als er nach langem

Harren endlich jene Hoffnung aufgegeben hatte; der Scherz, in welchen er seine Vorwürfe gekleidet, war etwas gezwungen gewesen und der Hofmarschall hatte sie auch, weil sie seinen Dienst betrafen, ernsthaft beantwortet. Wie konnte die Dame, welche es nicht für nöthig erachtet hatte, sich den höchsten Herrschaften präsentiren zu lassen, eine Einladung erwarten? Das wäre ja ein Verstoß gegen alle Formen der Hofetikette gewesen, wie sie kaum zur Zeit Louis Philipps, des Königs mit dem Regenschirm unterm Arme, erhört worden! — Auch das reizende Fräulein von Ruhl war heut nicht erschienen! Der Prinz wurde erst durch den Hofmarschall darauf aufmerksam gemacht und das eigenthümliche Lächeln, welches diese Bemerkung begleitete, reizte den Prinzen zu einer Aeußerung, die für Irene nicht eben schmeichelhaft war. Er tanzte nun mit der gewohnten Leidenschaft, die an Wildheit grenzte, und der Husaren-Rittmeister, der ihn gestern den Hohenwehrschen Damen vorgestellt hatte, wunderte sich nur, daß er ohne Ansehen der Person tanzte; er glaubte ihm deshalb sein Compliment machen und eine Dankadresse von Seiten aller verzauberten Wandbilder, die er erlöst, in Aussicht stellen zu müssen, aber der Prinz hatte wieder seine hochmüthige Laune und rümpfte die Nase über den Scherz. Da sah ihn der Magyar fest an. „Du bereust wohl, daß Du mich gestern unnützlich als Ceremonienmeister engagirt hast?“ Und auf des Prinzen einlenkende Frage theilte er ihm mit, was er so eben unter der Hand gehört habe: daß die junge Gräfin Hohenwehr Braut mit dem Neffen des Generals Proß sei, der General, dem man bereits Glück gewünscht, stelle es zwar noch in Abrede, aber doch so schwächlich, daß er die Sache dadurch eher bestätige. Für Egon war diese Nachricht überraschend unangenehm: er kannte zwar den Freiherrn Proß fast gar nicht und Diana erst seit gestern, wo er kaum einige Worte mit ihr gewechselt hatte, die Verlobung der Beiden konnte ihm ganz gleichgiltig sein, aber bei dem mächtig entbrannten Gefühl, das ihn durchloderte und durch seinen heutigen verfehlten Besuch noch mehr gesteigert war, konnte er nur mit äußerstem Unmuth von einer Verbindung Diana's mit dem Verhassten — wie er ihn jetzt ohne rechten Grund nannte, hören. Er gab sich nicht einmal Mühe, diesen Eindruck gegen den Kameraden zu verhehlen, ihn kümmerte es nicht, was dieser davon dachte. Mochte er es für Eifersucht halten, gleichviel! Die Zeit mußte ja kommen, wo er, glänzend widerlegt, auch die Berechtigung des Prinzen, mit dieser Verlobung unzufrieden zu sein, anerkennen würde. Mußte

sie aber kommen, diese Zeit? War die Hoffnung, die lähne Sicherheit, welcher sich Egon schon überließ, etwa begründet?

Am Mittage nach dem Hofballe, obgleich er gehört hatte, daß in der That die Verlobung, welche gestern nur vertraulich erzählt worden war, heut beim Minister von Zellenstein gefeiert und proclamirt werden sollte, fuhr er nochmals bei der Gräfin vor und wurde zu seiner großen Befriedigung angenommen. Noch mehr beglückte es ihn, daß er sie allein fand: er hatte schon gefürchtet, daß Diana unzertrennlich vor ihr sein oder wohl gar der Bräutigam sich dort vorfinden werde. Die Gräfin empfing ihn unbefangen, mit jener bezaubernden Freundlichkeit, welche ihn von dem ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft an gefesselt hatte! Wie schön war sie auch heut in der vollen Tagesbeleuchtung, welche Frauen, die nicht mehr in der ersten Blüthe sind, sonst so gefährlich wird! Aber sie war ja noch nicht über die erste Blüthe hinaus, wer konnte es wagen, ihr das streitig zu machen? Wohl hatte sie eine erwachsene Tochter, wurde bald Schwiegermutter, im nächsten Jahre jedenfalls Großmutter und dennoch war sie jung und blühend, so frisch, daß kein junges Mädchen in der ganzen Hofgesellschaft — selbst Irene nicht! setzte Egon trotzig hinzu — ihr darin den Rang streitig machen konnte. Er fand sie sogar heut schöner noch, als neulich bei Gas- und Kerzenlicht; das einfachere Kleid, das weniger aufgebläht und garnirt sich ihren herrlichen Formen angeschlossen, stand ihr weit besser, als die Balltoilette, der leichte Aufschlag ihres reichen glänzend braunen Haares ließ dessen Schönheit mehr hervortreten, als die prächtigste Coiffure. Ein rascher Blick, der bei der Begrüßung die ganze Gestalt der verführerischen Frau überflammete, hatte genügt, um diese Wahrnehmungen in dem Prinzen hervorzurufen und er gab sich nun dem vollen Zauber ihrer Gegenwart hin. Seinen Besuch zu rechtfertigen — auch vor sich selbst! — hatte er sogleich das Verhältniß seines Vaters zu der Gräfin berühren, sich damit bei ihr gewissermaßen legitimiren wollen, daß er wohl einen Grund gehabt, ihre Bekanntschaft zu suchen, aber das kam ihm jetzt gar nicht mehr in den Sinn — wie hätte er von seinem alten Vater reden können, wo ihn selbst der Besitz dieser Frau als das sinnberauschendste Glück erschien? Der Gedanke, daß der Greis diese vollblühende Rose an seine erstorbene Brust habe drücken wollen, wo sie doch hätte erstarren müssen, hatte für ihn jetzt, wo er in ihrer Nähe weilte und ihre Unterhaltung nur ihm allein gewidmet war, etwas

Unerträgliches; er hatte gewünscht, ihn ganz aus seinem Gedächtniß verbannen zu können! Was bedurfte es auch einer Legitimation für ihn? Sprach nicht sein Auge, nicht manches beziehungsreiche Wort, das seiner Lippe entfloß, genügend aus, warum er hier war und was ihn über die schickliche Dauer eines ersten Besuchs hinaus fesselte? Die Gräfin mußte es ahnen, sie hätte keine Frau sein müssen! Und sie ahnte es auch, denn sie wurde befangen. Die anfängliche Leichtigkeit der Conversation im gewohnten Visitenleise ging ihr mehr und mehr verloren, ihre schönen Augen, welche freundlich ihre Worte begleitet hatten, vermieden jetzt seinen Blick und wie durch magnetischen Rapport gezwungen, theilte sich auch ihm, der sonst mehr als frei bei Frauen war, ihre Befangenheit mit, — es trat auf einmal eine Pause ein und das Blut stieg ihm in das Gesicht, bis in die Stirn hinauf.

Da ging in der Gräfin eine stolze Verwandlung vor. „Wollen es mir Durchlaucht nicht länger vorenthalten,“ sagte sie mit einem Tone, der völlig verändert war, wenn er auch bewegt klang, daß Sie mir aus einem ganz bestimmten Grunde, der in der Vergangenheit wurzelt, die Ehre gegeben haben!“

Er sah betroffen zu ihr auf und begegnete jetzt ihrem Auge, aber vor dem Blicke stolzer Hoheit, der ihn traf, mußte er das seinige senken. — „Welcher andere Grund,“ erwiderte er leidenschaftlich, „könnte mich zu Ihnen führen, als der heiße Wunsch, Ihnen meine Bewunderung zu Füßen zu legen!“

„Sein Sie offen gegen mich, gnädiger Herr,“ sagte die Gräfin, welche an Haltung gewann, je mehr er dieselbe verlor. „Ihr Herr Vater kann Sie nicht in Unbekanntschaft mit seinem Entschlusse gelassen haben und ich glaube sein Gedächtniß zu ehren, wenn ich Ihnen diese Ueberzeugung ausspreche.“

Er konnte ihr nicht mehr ausweichen; ihm war, als würde er dadurch aus der Höhe, die er bereits gewonnen zu haben meinte, um mehrere Staffeln hinabgestürzt. — „Ja, Sie haben Recht —“ erwiderte er in unruhiger Hast — „ich weiß darum, aber nicht dies Verhältniß — das ich von Ihrer Seite nicht fassen kann —“

„Halten Sie ein, Prinz Egon!“ unterbrach ihn die Gräfin sanft. „Wie Sie auch darüber denken mögen, achten wir das Andenken des Verstorbenen!“

„Nur Eins, nur Eins sagen Sie mir!“ rief er, indem er sich, nun einmal das überwunden war, rückwärtslos seiner Leidenschaft überließ. „Wie war es möglich, daß Sie Ihre blühende Jugend, welche zum Hoch-

genuß des Lebens berechtigt ist, glücklich zu machen und glücklich zu werden, an einen Greis fesseln wollten, der wohl Achtung und — Furcht einflößen konnte, aber einer jungen schönen Frau nimmermehr Liebe? Doch ich verlege, ich beleidige Sie! Mein Gefühl riß mich hin — strafen Sie mich nicht deshalb mit Ihrem Zorne! Nicht die Vergangenheit hat mich zu Ihnen geführt — ich wußte nichts davon bis vor Kurzem — auch ahnte ich nicht, als ich zum ersten Mal Ihnen begegnete, wer Sie waren: Ihre eigene Macht war es, die mich hinriß und wenn Sie mir zürnen, daß ich das auszusprechen wage, so bin ich schuldlos, ich kann nicht anders!“

Er hatte so rasch und stürmisch gesprochen, daß jeder Versuch, ihn zu unterbrechen, vergeblich gewesen war. Die Gräfin war erblaßt und fassungslos; sie fühlte sich durch diese Sprache, deren sich noch kein Mann zu ihr getraut hatte, erniedrigt in ihren eigenen Augen; aber in diesem Gefühl gewann sie auch wieder Stolz und Kraft, sich über die kränkende Situation zu erheben. — „Ihr eigener ritterlicher Sinn wird Ihnen bald eine bessere Antwort auf Ihre Frage geben, als ich es vermöchte,“ sagte sie, zwar blaß noch, aber in ihrer Haltung fest und klar. — „Ich werde vergessen, was Sie gesagt haben — Sie kennen mich eben nicht. Nur eine Bitte habe ich noch: was Sie auch von den Beweggründen meines Entschlusses denken mögen, ehren Sie, ich wiederhole es, das Andenken Ihres Vaters und lassen Sie auch mich auf Ihre Achtung Anspruch machen.“

Sie wandte sich der Thür zu, welcher sich eben ein rascher, leichter Schritt von Außen näherte: Diana trat ein, sie hatte keine Ahnung, daß ihre Mutter nicht allein sei und stutzte, als sie den Prinzen bemerkte. Dieser hatte sich unter dem beschämenden Eindrucke, welchen die Worte der Gräfin auf ihn machten, schnell gefaßt, er hätte sich vor den Augen des jungen Mädchens mit dem unverthilgbaren Brandmal der Lächerlichkeit beladen, wenn er sich verrathen hätte: vielleicht war es auch nicht das erste Mal, daß er in einer ähnlichen, wenn schon hoffnungsvollern Situation überrascht worden war. So hatte er denn schnell so viel scheinbare Unbefangenheit gewonnen, daß er Diana's unerfahrenen Blick täuschen konnte: sie wußte ja, daß er gestern schon hier gewesen war, sie kannte den Grund seines Besuchs, wie sie ihn als ganz natürlich aufgefaßt hatte, und wenn sie die Bewegung ihrer Mutter und auch an dem Prinzen eine solche, die sich nicht völlig verbergen ließ, bemerkte, so war das nach einem

Gespräch über ernste Verhältnisse der Vergangenheit leicht erklärlich. Ihr Erscheinen hatte dasselbe unterbrechen und sie war darüber nun ihrerseits etwas verlegen; die Mutter jedoch hatte ihre volle Fassung wieder und wußte den Moment zu beherrschen, so daß die conventionelle Form alsbald in jeder Beziehung hergestellt war. Egon blieb nur noch so lange, als es nach Diana's Eintritt nothwendig war; er war aber in diesem kurzen Moment wieder so weit in das Gleichgewicht gekommen, daß er zwischen Mutter und Tochter Vergleiche anstellen konnte und diese setzte er im Geiste fort, nachdem er sich empfohlen hatte und wieder in seinem Wagen saß. Beide trugen auch im Hause gleiche Kleidung, es war also nicht bloß eine gesellschaftliche Caprice, berechnet darauf, in der großen Welt nicht bloß durch ihre wunderbare Ähnlichkeit bei solcher Schönheit, sondern noch durch ihre ungewöhnliche, einem der Shakespeare'schen Verwechslungsstücke entnommene Erscheinung Aufsehen zu erregen, sondern es war ihre Gewöhnung wahrscheinlich seit das Töchterlein die kurzen Kleider der Kindheit abgelegt hatte. „Für Zwillinge könnte man sie in dämmernder Beleuchtung halten!“ sagte Egon für sich, indem seine Pulse, die sich kaum etwas beschwichtigt, wieder heftiger zu pulsiren begannen. „Wahrscheinlich lieben sie sich mit Fanatismus, denken und fühlen gleich, es wäre kein Wunder, wenn bei einem solchen Spiel der Natur, bei der ewigen Schönheit der Mutter auch ihre Herzen gleiche Regungen hätten! Aber die Wahl zwischen Beiden, wem der Preis, der Parisapfel gebühre, kann sie zweifelhaft sein? Das kaum erwachsene Kind und dies göttliche Weib! Lächerlich mag ich erscheinen, daß ich für die hinterlassene Braut meines Vaters schwärme, verwerflich vielleicht, daß ihr Besitz mein glühendes Verlangen ist, ein Wahnsinn, da ich sie kaum gesehen habe! Aber mein muß sie werden und sollt' ich mein Leben daran setzen!“ Nach so vielen Tändeleien der leichtfertigen Art war denn wirklich in ihm eine wahre und tiefe Reigung erwacht oder trug diese stürmische Leidenschaft, welche ihn über alle Schranken hinwegzureißen drohte, dennoch die alten unedlen Elemente in ihre Brandung?

Als er Abschied genommen hatte, konnte die Gräfin ihr verletztes Gefühl, das sie nur einen Moment zurückgedrängt, nicht mehr ganz beherrschen und Diana entnahm aus einer unwillkürlichen Aeußerung, daß etwas mehr, als die ernste Erinnerung an vergangene Tage sie bei ihrem Gespräch mit dem Prinzen in diese bewegte Stimmung versetzt habe. Doch sprach sich die

Mutter nicht darüber aus: wie hätte sie vor ihrem Kinde die Beschämung eingestehen können, die ihr zu Theil geworden war? Zwischen Beiden senkte sich abermals ein Schleier, wie vor Kurzem bei dem abendlichen Gespräch, das so verheißungsvoll für ein unbedingtes Vertrauen begonnen hatte. Diana fühlte es wohl, aber ihr Herz war heut zu voll von ihrem Glück, das nun aller Welt bekannt werden sollte, als daß sie sich mit den Räthseln beschäftigt hätte, welche ihr doch — dessen war sie gewiß! von der Mutter selbst gelöst werden mußten. Die Stunde nahte — es war Zeit, sich zu schmücken, um des Geliebten würdig zu erscheinen. Wer Mutter und Tochter jetzt gesehen hätte, wie sie in den Kreis der Verwandten eintraten, der würde gewiß nicht Egon's Meinung gewesen sein, schon des zauberischen Reizes wegen, der das jungfräulich befangene und doch so innig beglückte Kind umwehte, während auf der Stirn und in den Augen der Mutter für den Seelenkennner ein innerer Kampf sich malte, der nicht vollständig aus der Bewegung des Moments, wie entscheidend dieser auch für die Zukunft ihres Kindes war, sich erklären ließ. Es war aber nur ein Einziger in der Versammlung, welcher eine Ahnung von dem Grunde dieses inneren Kampfes haben konnte und wenn er ihn auch bemerkt hätte, doch mit keinem Zucken einer Wimper verrathen haben würde, daß er ihn verstanden. — Mutter und Tochter hatten heut die gleiche Kleidung abgelegt. —

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Ein Affe als Vermittler.) Der Vicomte von X. gehörte einer der reichsten und ältesten Familien der Normandie an; er war jung, schön, geistreich und wurde in Paris von seinem Großvater erzogen, der ein großer Feind des Herzogs von Choiseul und ein noch größerer Freund der Gräfin Du Barry war.

Der glänzende Hof Ludwig XV. und dessen berühmter Courtisane war freilich keine besonders gute Schule der Moral für einen jungen Mann, dessen Großvater noch dazu bis in seine spätesten Lebensjahre ein leichtfertiger Lebemann und galanter Cavalier geblieben war, und so stellte sich der Vicomte von X. auch nicht auf die Seite der Reformpartei, als Ludwig XVI. und Marie Antoinette die Reinheit und Sittenstrenge wieder auf den Thron Frankreichs versetzten, die man dort seit den Tagen des heiligen Ludwig nicht mehr gesehen hatte.

Im Gegentheil zeigte sich der Herr Vicomte auch fernerhin nicht bloß den Traditionen des alten Königs, sondern sogar denen des Regenten Philipp von Orleans getreu, und nichts machte ihn stolzer als die Erzählungen und Gerüchte von seinen Abenteuern und Liebesaffären. Diese Abenteuer wurden jedoch

immer lecker und skandalöser, so daß König Ludwig XVI., welcher derartigen Berühmtheiten durchaus nicht hold war, dem Selben derselben den Befehl zugehen ließ, so lange in's Ausland auf Reisen zu gehen, bis er die Erlaubniß erhalten würde, nach Frankreich zurückzukehren.

Den Tag darauf, nachdem der Vicomte Justinian diese Weisung erhalten hatte, verließ er sein geheimes Absteigequartier oder petit-maison, wie man es damals zu nennen pflegte, welches in der Nähe des Fauburg Saint-Antoine sehr versteckt in einem Garten lag; er wollte sich in sein Hotel begeben, um die nöthigen Reisevorbereitungen zu treffen, als er auf der Schwelle eines Ladens ein junges Mädchen mit wundervollem kastanienbraunem Haar, glänzenden blauen Augen, reizender Gestalt — kurz, von seltener Schönheit, bemerkte.

Das leichtgerührte Herz des Vicomte brannte sofort in hellen Flammen und er beschloß, Paris nicht eher zu verlassen, bis es ihm um jeden Preis gelungen sei, die Eroberung des schönen Kindes zu machen.

Noch denselben Tag zog er die genauesten Erkundigungen über das liebe Mädchen ein und erfuhr, daß sie die einzige Tochter einer Wittwe sei, die ein sehr rentables kaufmännisches Geschäft besaß und ihr Kind mit der liebevollsten Sorgfalt zu Frömmigkeit und Tugend erzog.

Am nächsten Morgen sah die schöne Marguerite vor ihrer Thür einen hübschen jungen Mann vorübergehen, der trotz seiner Arbeitertracht doch wahrhaft fein ausah und sie so aufmerksam betrachtete, daß es ihm kaum möglich schien, seine Blicke von ihr abzuwenden. Marguerite sah ihn voll Wohlgefallen nach; sie freute sich, als sie ihn am Abend abermals vorbeigehen und nach ihr schauen sah und erröthete tief, als er des anderen Tages gar in den Laden trat und etwas kaufte, wobei er nicht verfehlte, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. So ging dies eine ganze Weile fort; der interessante junge Arbeiter wußte immer wieder eine Gelegenheit zu erspähen, Marguerite zu sehen und zu sprechen, und erzählte ihr dabei, daß er ein Tapezierergehilfe sei, der in der Nachbarschaft arbeite und ein ordentliches Stück Geld verdiene, doch sei er eine Waise, ohne Vermögen, und bestie Niemanden auf der ganzen Welt, der ihn lieb habe oder den er lieben könnte. So fühlte er sich einsam und verlassen und würde schon vor einiger Zeit Paris verlassen haben und nach Amerika gegangen sein, dort sein Glück zu versuchen, wenn ihn nicht seit kurzem eine mächtige Liebe erfaßt hätte, die ihn in Paris zurückhielte.

Margueritens Mutter wurde bald die häufigen Gespräche ihrer Tochter mit dem jungen Arbeiter gewahr und da derselbe ihr gar nicht übel gefiel und sie auch die Bemerkung machte, daß er das Herz des jungen Mädchens im Sturm genommen hatte, beschloß sie, nähere Erkundigungen über Justinian einzuziehen; sie erfuhr in Folge dessen, daß er eine kleine Stube in der sechsten Etage eines in der Nähe befindlichen Hauses bewohne und dort ein ganz exemplarisch solides Leben führe, während er noch eine alte Frau, wahrscheinlich eine Verwandte von ihm, bei sich habe und mit ernähre.

Zu dieser alten Frau begab sich die Wittwe denn eines schönen Tages unter irgend einem plausiblem Vorwande, forschte dieselbe nach ihrer Meinung sehr geschickt aus und sah sich mit großer Neugierde in der kleinen Wohnung von Mr. Justinian um, die sie zu ihrer Ueberraschung ganz ungewöhnlich nett, sauber und freundlich fand.

Die alte Tante erhob ihren sogenannten Neffen bis in den siebenten Himmel und wußte nicht genug Rühmens von seinem vorzüglichen Betragen, seiner unerhörten Solidität u. s. w. zu machen, wobei sie jedoch der tiefgerührten Wittwe wehmüthig zu verstehen gab, daß ihr engelguter Justinian seit einiger Zeit völlig melancholisch geworden sei, da er eine unglückliche Liebe im Herzen zu tragen scheine — hoffentlich werde Gott verhüten, daß sich der arme junge Mensch irgend ein Leides anthue!

Sehr befriedigt von dem Ergebniß ihrer Erkundigungen ging die Schnittwaarenhändlerin heim und beschloß in ihrem Herzen, die armen Kinder, welche sich gegenseitig so sehr zu lieben schienen, nicht zu lange schwachten zu lassen und sie mit unerhörtem Glück zu überraschen.

Eines Abends, als Justinian und Marguerite ganz leise und sehr zärtlich an der Schwelle des Ladens zusammen plauderten, erschien ganz plötzlich die Mutter des jungen Mädchens und legte ihre Hand auf die Schulter Justinian's. — „Mein Junge,“ sagte sie zu ihm, „Ihre Aufmerksamkeit werden Marguerite noch compromittiren. Sie sind zu arm, um sie heirathen zu können und ich glaube doch nicht, daß Sie daran denken, sie zu verführen, nicht wahr? Sie ist zu fromm und zu gut erzogen, um so tief zu fallen, auch möchte sie nicht ihrer alten Mutter das Herz brechen, ist es nicht so, mein Kind?“

Und da alle Beide sie ganz bestürzt ansahen, fügte sie hinzu: „Kommen Sie herein, mein Herr, ich möchte mit Ihnen und meiner Tochter etwas sprechen.“ Damit schob sie sie gleichsam gegen ihren Willen in's Haus und in ein Zimmer, welches ihr Salon und Staatszimmer war. Die jungen Leute waren sehr überrascht, als sie dies Zimmer mit vielen Kerzen hell beleuchtet fanden und einen schwarzgekleideten Herrn nebst zwei anderen Personen darin erblickten.

„Mein Herr Notar,“ sagte die Kaufmannsrau, „bitte, lesen Sie den Heirathscontract meiner Tochter mit Justinian vor. Ich gebe Marguerite eine Mitgift von zwanzigtausend Thalern, und ihrem Manne einen Schatz, der noch viel mehr werth ist, nämlich eine tugendhafte und schöne Frau.“

Marguerite stieß einen Freudenschrei aus aber Justinian wurde bleich wie der Tod und fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Trogdem unterzeichnete er den Contract; der Abend verging, indem man Zukunftspläne entwarf und den Tag zu der kirchlichen Trauung festsetzte.

Am nächsten Morgen wartete Marguerite mit Sehnsucht auf ihren Verlobten, aber er kam nicht; anstatt seiner kam jedoch ein Brief von wenigen Zeilen, worin er ihr anzeigte, daß er nach Amerika abgereist sei.

Die arme Marguerite glaubte, diesen Schlag nicht überleben zu können, und doch mußte sie leben, um ihre tiefgebeugte Mutter

zu trösten und den immer noch geliebten Verräther gegen deren Anklagen zu vertheidigen.

Große Ereignisse trugen sich währenddem zu; die Revolution kam, dann die Schreckensregierung mit ihren Strömen von Blut, und endlich das Directorium, welches dem Blutvergießen ein Ende machte. Justinian war mittlerweile in Amerika von der Confiscation seiner Güter in Frankreich hart betroffen worden und hatte sich genöthigt gesehen, als Commis in ein Geschäft einzutreten, in welcher Eigenschaft er auch auf einem Hanleeschiffe nach Madagaskar ging.

Nach mancherlei unglücklichen Schicksalen kehrte er während der ersten Tage des Consulats nach Paris zurück, krank, arm und ohne alle anderen Mittel als dem Besitz von einer Menge madagassischer Curiositäten und einem lebendigen Galago-Affen.

Zu dieser Zeit besaßen aber die Curiositäten überhaupt und vollends die madagassischen Curiositäten einen höchst geringen Werth. Auf der anderen Seite bot die Administration des Thiergartens, welche niemals viel für ihre neuen Erwerbungen bezahlte, damals nicht mehr als einen Louisd'or für den Galago-Affen, den einzigen Freund, welcher Justinian geblieben war. Freilich schlug dieser die Trennung von dem Thiere, welches er lieb hatte und das ihm treu ergeben war, viel höher an, aber doch trieb ihn die Noth endlich zu diesem äußersten Schritt, und er entschloß sich endlich, das Thier an die Direction des Jardin des Plantes zu verkaufen. Eine noch junge Dame, welche eben in den einsamen Alleen des Gartens lustwandelte, hörte die Debatte zufällig an und näherte sich endlich Justinian mit den Worten:

„Herr Vicomte, ich will Ihnen diesen Affen ablaufen.“

„Und wie viel wollen Sie mir dafür geben, Madame Marguerite?“ fragte Justinian, bleich und zitternd wie am Tage, wo er den Heirathscontract unterschrieb.

„Zwanzigtausend Thaler!“ entgegnete sie.

„Ach, Sie sind ein Engel und ich bin ein elender Mensch! Aber Sie wissen wohl, daß ich Ihre Güte nicht annehmen kann, denn Sie würden mich verachten!“ Damit eilte er fort, nachdem er den Affen zu Marguerite's Füßen gesetzt hatte.

Kurze Zeit darauf erfuhr man, daß der Vicomte Justinian wieder in den Besitz seiner Güter gelangt sei und eines seiner Schlösser bewohne, nachdem er eine schöne und reiche Frau, Namens Marguerite, geheirathet, die man niemals ohne einen wunderhübschen Affen im Park spazieren gehen sah.

Beide führten ein sehr angenehmes Leben auf großem Fuße; sie verließen einander niemals und schienen sehr glücklich, bis sie wenige Monate vor der Restauration fast zu gleicher Zeit starben. —

(Briefe deutscher Fürstinnen aus dem 17. Jahrhundert.)

Der Sorgfalt unserer Geschichtsforscher verdanken wir mancherlei Bruchstücke aus den zweihundert Jahre alten Correspondenzen unserer deutschen Fürstinnen und es bietet wahrhaftes Interesse, solche Briefe zu lesen und daraus einen Einblick in die Einfachheit des Haushaltes und Familienlebens der damaligen Fürstenthümer zu gewinnen. Die Prinzessinnen wurden meistens von

ihren Müttern erzogen und erhielten weniger gelehrten Unterricht, sondern bloß Unterweisung im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Religion — selten lernten sie Musik und andere schöne Künste, sondern vor Allem nach bürgerlicher Weise den Haushalt führen, der Küche ihre Aufmerksamkeit zuwenden, die Zubereitung der meisten Gerichte selbst besorgen, die dazu gehörigen Einkäufe überwachen, Früchte einmachen mit eigener Hand — kurz, alles Das, was heute noch einer bürgerlichen Hausfrau zur Ehre gereicht. So stellte die Herzogin Dorothea von Preußen, die eine wahre Meisterin in allen Angelegenheiten des Haushaltes war, um eine gute Köchin zu bekommen, die zugleich als Kammerzofe dienen sollte, Nachforschungen durch ganz Deutschland an. Da sie in Preußen keine taugliche Person finden konnte, schrieb sie endlich in höchst charakteristischer Weise an Felicitas Schürstab in Nürnberg: „Nachdem wir gern eine gute Köchin, die uns für unseren Leib kochen und uns in unserem Gemach aufwarten thäte, haben wollten, so bitten wir mit allen Gnaden, Ihr wollet Euch befehligen, ob Ihr uns eine gute Köchin überkommen könntet, denn wir einer solchen gern im Jahre 10 Gulden geben wollen, und ob es sich schon um ein paar Gulden höher belaufen thäte, läge uns auch nicht viel daran; zudem auch ein gutes Kleid, so gut wir's unseren Jungfrauen in unserem Frauenzimmer zu geben pflegen. Aber das müßtet Ihr von unsertwegen ihr hinwieder melden, daß ihr viel Auslaufens nicht gestattet würdet; sondern sie müßte still, züchtig und verschwiegen stets bei uns in unserem Gemache sein und auf uns warten. Ist sie brav und will sich in Preußen weiter versorgen, so wird die Herzogin dazu behilflich sein.“

Dieser Brief ist in die heutige Schreibweise übertragen, die Originale wimmeln jedoch natürlicherweise von grammatischen Fehlern, große und kleine Anfangsbuchstaben sind bunt durcheinander gemischt, Interpunctionen fehlen fast gänzlich und dabei wechseln die steifsten Höflichkeitsformeln mit den familiärsten Ausdrücken in fast komischer Weise ab. So schrieb eine Schwester an die andere, z. B.: „Was ich in meinem Herzen alles liebes und gutes habe und vermag, das sei Ew. Liebden die Zeit meines Lebens mit getreuem Herzen mitgetheilt zu vorn. Hochgeborne Fürstin, freundliche meine herzallerliebste Schwester! Ich habe Ew. Liebden Schreiben“ u. s. w. An den Gemahl schrieb eine Fürstin stets: „Hochgeborener Fürst und Herr!“ doch folgte darauf sehr oft noch „herzallerliebster Schatz“.

Indessen schreiben die Frauen des 17. Jahrhunderts wie sie denken und sprechen, frisch von der Leber weg, manchmal etwas derb, immer aber aufrichtig und wahr. Als eine Probe davon theilen wir noch den Schluß eines Originalbriefs mit, den die Kurfürstin Marie von der Pfalz an ihre Tochter Elisabeth, Gemahlin Johann Friedrich des Mittlern, Herzogs von Sachsen und Landgrafen von Thüringen, am 24. Juli 1666 schrieb.

Sie erzählt zuerst, daß sie ihr Schreiben empfangen, mit Freuden von ihrer, ihres Gemahls und der Enkel Gesundheit gehört habe. Auch in Heidelberg ist Alles gesund. Die 17 Stück Garn hat sie empfangen und will sie machen lassen, und erwartet nächstens aus Weimar die Stückmuster. Der Vater

hat für die Elisabeth von Augsburg eine Bettlade mitgebracht, die er ihr jetzt schickt durch einen Knecht, der weiß, wie man sie auf- und abschlagen soll. Dann fährt sie in gut psälzischer Weise fort: „Ich schick Dir auch in dem bedledlein Dein wasfad wider; darin wirstu den umbhang der umb das bedt gehört, finden und ein blintlein leyt darin, ist ein briß darauf gebunden, das gehört Deinem Hainzen dem huntobuben zu; sein hemeter, die schickt im sein muter, das wolste im geben lasen, und die muter wolt gern, das er ir ein mal geschrieven het, ich bit Dich, wolst mir Hans Henlein ser grusen den küttesek und alle Dein gesündlich; und kus, mir meine kinder alle 3. Ich schick meine hanfernstern auch ein kriesolitus, den wolst im anhenden, ich hat im geren ein schonern geschicht so hab ich kein grossern konden bekumen; niemb also mein guten willen für die werck. Damit bevelch ich Dich in gottes genebigen schuz und schirem, der wol Dir ein vrolichen aufgang verleihen und uns ein mal mit frayden wider zu samem helfen, und Dir alle mütterliche lieb und treue zu erzaygen hastu mich allezeit als Deine getreue muter.

Datum eysenz den 24 julije im 66 jar.

Dein getreue muter im herzen weil ich leb maria psalzgrefin “ F.

(Eine dunkle Geschichte.) Vor wenigen Tagen wurde ganz Antwerpen in Aufregung versetzt durch ein höchst seltsames Ereigniß, und zwar eine Entführung, die mitten am hellen Tage stattfand. Zwischen zehn und elf Uhr Vormittags hielt ein Wagen vor einem großen Hause in einem der belebteren Stadttheile. Vier anständig gekleidete Herren stiegen aus dem Wagen, öffneten mit einem mitgebrachten Schlüssel die Hausthür (bekanntlich herrscht in Belgien die nämliche Sitte wie in England, daß jede anständige Familie ein besonderes Haus bewohnt, dessen Thür stets verschlossen ist, so daß sich jeder, der hinein will, erst durch einen Klopser oder eine Klingel bemerklich machen muß) und erschienen einige Zeit darauf wieder mit einer in ein weißes Tuch eingehüllten Gestalt, welche sie alle vier trugen, die jedoch eiserne Anstrengungen machte, sich aus ihrer Umhüllung zu befreien. Da indessen Alles sehr ruhig und sehr schnell dabei zing, vermuthete Niemand irgend etwas Außergewöhnliches bei der Sache und nach Verlauf weniger Sekunden rasselte der Wagen ungehindert im schärfsten Galopp auf und davon mit den vier Männern und ihrer geheimnißvollen Beute.

Die Person, welche man in dieser Weise entführt hatte, war aber nicht etwa irgend eine vermögende junge Dame, die von einem tyrannischen Vormund befreit sein wollte, auch gar kein Frauenzimmer überhaupt, sondern ein Greis von 76 Jahren, schwer krank und dem Tode nahe. Er wollte an demselben Vormittag um 11 Uhr sich auf dem Sterbebette mit einem jungen, unglücklichen und armen Mädchen trauen lassen, um das Recht zu haben, dieselbe in aller Form und unangefochten zu seiner Universalerbin einsetzen zu können. Der arme Bräutigam lag im Bett und erwartete ungeduldig die Ankunft der Braut, des Geistlichen und der Trauzeugen, als die vier Männer mit ungläublicher Kühnheit, nur wenige Minuten vor der festgesetzten

Stunde der Vermählung, bei ihm einbrangen und, um keinen Augenblick der kostbaren Zeit zu verlieren, den sterbenden Mann in seine Bettlücke einwickelten und ihr Opfer so ohne Weiteres fortzuschleppten und entführten. Der Schmerz der Braut und der Schrecken der Zeugen läßt sich denken, als sie kurz darauf mit dem Schlage der ersten Stunde anlangten, das Haus verödet und das Bett des Kranken leer fanden. Man glaubt, daß die Entführung wahrscheinlich das Werk habgieriger Verwandten war, die um ihr Erbtheil bangten; die allereifrigsten Nachforschungen haben aber noch keine Spur enthüllt, was aus dem geheimnißvollen Wagen geworden sein könne. F.

(Die Verbene als Heilkraut.) In einem alten Arzneibuche, welches aus dem 13. Jahrhundert stammt, finden wir die Verbene (Verbena oder das Eisenkraut) als ein unschätzbares Universalmittel gerühmt, was sich heute freilich Niemand träumen läßt, wenn er sich im Sommer und Herbst an den zierlichen, in allen Farbenschattirungen blühenden Dolben erfreut, die eine so große Zierde unserer Gärten bilden. Die Verbena war unumgänglich nothwendig dazu, um zu erkennen, ob ein Kranker davonkommen werde oder nicht. Das Buch sagt darüber: „Wer ein Zweiglein davon verborgen in der rechten Hand trägt und geht zu einem Kranken, ohne daß der das Kraut gewahr wird, und spricht zu ihm: „wie befindest Du Dich und hoffst Du zu genesen?“ und der Kranke sagt: „ich befinde mich wohl,“ so wird er sicher gesund; sagt er: „ich befinde mich übel,“ so kommt er nimmer auf; spricht er: „ich kann mich nicht besser befinden“ oder „ich hätt' es gern besser, wenn ich könnte,“ so wird er wohl gesund, muß aber noch viel Schmerz leiden auf dem Krankenlager.

Außerdem ist die Verbene noch sehr gerühmt als gut für die Wöchnerinnen, für Kinder gegen den Schrecken, sie bringt Ruhe und Schlaf, bannet alle Zauber, hilft gegen Müdigkeit bei Mensch und Vieh, vertreibt den Alp und, was das Beste ist, erwirbt dem, der sie bei sich trägt, die Liebe der Menschen, macht ihn angenehm und allzeit frohgemuth. Das ist doch mehr, als unsere Aerzte heute von ihren wirksamsten Medicamenten rühmen können! Wer die Verbene aber ausgraben will, muß um sie mit einem Goldstück und einem Silberstück einen Kreis rizen und darüber ein Paternoster und credo beten und sprechen: „Ich gebiete dir, edle Wurzel Verbene, in nomine patris, filii et spiritus sancti und bei den zwei und siebenzig Namen des allmächtigen Gottes und bei den vier Engeln Michael, Gabriel, Raphael und Antoniel, bei den vier Evangelisten Johannes, Matthäus, Lucas, Marcus, daß du keine Kraft in der Erde lassst, sondern immer in meiner Gewalt seiest mit der Kraft und Tugend, mit der dich Gott geschaffen und gezieret hat. Amen.“ Dieselbe Nacht lasse Silber und Gold bei der Wurzel liegen bis zu Morgen ehe die Sonne aufgeht, dann grabe sie aus, ohne sie mit Eisen zu berühren; dann wasche sie mit Wein und weibe sie am Tage Mariä Verkündigung und halte sie sehr sorgfältig.“ — F.